

Zeitschrift: Schweizer Revue : die Zeitschrift für Auslandschweizer
Herausgeber: Auslandschweizer-Organisation
Band: 25 (1998)
Heft: 4

Artikel: Reflexionen zur Schweizer Literatur : kurz vor dem Durchbruch?
Autor: Conod, François
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-910512>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Reflexionen zur Schweizer Literatur

Kurz vor dem Durchbruch?

Die Schweiz sei ein idealer Nährboden für Schriftsteller, glaubt der welsche Literaturkritiker und -kenner François Conod. Und: Es wird mehr geschrieben, als wir glauben.

Ein Lehrer in Lausanne wies seine Schüler darauf hin, dass jeder von ihnen ein Referat über einen Schriftsteller aus der Romandie vorzubereiten habe. Sofort ertönte der Ausruf einer Schülerin: «Ja, gibt es denn überhaupt dreihundzwanzig!?»

Selbstverständlich – weit mehr als dreihundzwanzig sogar: Hunderte. Was folgt daraus?

Was ist denn eigentlich ein Schriftsteller? Ganz offensichtlich einer, der schreibt. Und wenn möglich sollte er das, was er schreibt, veröffentlichen. Besser noch: Er wird durch seine Werke bekannt. Im Idealfall ist ein Schriftsteller eine Person, die dank ihren Schriften sogar Ruhm erlangt. Eine, die aufschreibt, was wir alle vom unverfälschten Menschen erwarten. Eine oder einer, der, wie alle Künstlerinnen und Künstler, unsere Ängste und unsere

Freuden jenseits aller materialistischen Ansprüche in eine gefällige Form bringt.

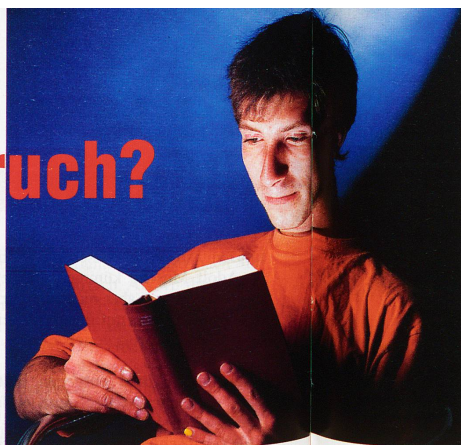
Die über die Schweizer Grenzen hinaus bekannten Schriftsteller des 20. Jahrhunderts können wir an einer Hand abzählen: Ramuz, Dürrenmatt, Frisch...

In diesem Herbst jedoch werden, sofern alle der Einladung folgen, 136 Schriftstellerinnen und Schriftsteller die Schweiz in Frankfurt vertreten, darunter 27 Romands und 15 Tessiner. Und auch sie sind bloss eine Minderheit... denn in der Schweiz wird viel geschrieben.

Was die Literatur prägt

Was aber wird geschrieben? Und für wen? Oft schon wurde die Frage diskutiert, ob die Schweizer Literatur überhaupt existiere. Darauf eine Antwort zu finden, ist fast unmöglich. Ist die Literatur mit einer Sprache oder mit einem Land verbunden?

Wenn die Sprache die Literatur bestimmt, gibt es keine eigentliche Schweizer Literatur, denn unsere Schriftsteller drücken sich gezwungenermassen in vier verschiedenen Sprachen aus – ohne diejenigen zu berücksichtigen, die sich für das Schweizerdeutsche entscheiden. Ist das Grundlegende für die Literatur hingegen das



Die Lektüre eines Buches gibt immer auch Einblick in die Sprachregion, aus der die Autorin, der Autor stammt.
(Foto: Jean-Jacques Ruchti)

Land, müssen wir uns fragen, ob man überhaupt von einer welschen, einer Deutschschweizer, einer Tessiner oder einer rätoromanischen Literatur sprechen kann.

Schreiben Deutschschweizer städtischer?

Lange war die Angelegenheit relativ einfach. Der Deutschschweizer Schriftsteller schien urbaner zu sein als sein Kollege französischer Muttersprache. Wie Muschg oder Bichsel beteiligte er sich gerne an politischen Debatten. Seine Einstellung der Heimat gegenüber war eher kritisch, während der Schriftsteller jenseits der Saane, wie zum Beispiel Chessex, zur Selbstbeobachtung neigte. So blieb die Dichtkunst eher den Romands vorbehalten, die Kunst des

Pamphlets dagegen wurde in der Deutschschweiz gepflegt.

Und einem hartnäckigen Vorurteil zum Trotz musste festgestellt werden, dass Humor an den Ufern der Aare oder der Limmat weitaus besser gedieh als an den Ufern der Rhone.

Langsam, aber sicher ändern sich nun die Dinge. Der in Bern wohnhafte Basler Geiser macht sich bezüglich der Macht oder des Engagements des

Schriftstellers keine Illusionen mehr: In aller Einsamkeit philosophiert er über seine eigenen essentiellen – und deshalb für uns existentiellen – Obsessionen. Auf der anderen Seite müht sich der Waadtländer Barilier seit Jahren ab, dem intellektuellen seinen eigentlichen Platz wieder zuzuweisen und ihn erneut in den Mittelpunkt der Wertediskussion zu bringen. Sowohl Geiser als auch Barilier, beide in Literaturkreisen wohlbekannt, haben Mühe, den Durchbruch zu einem breiten Publikum zu schaffen.

Müssen wir also unliebsamerweise zu der Schlussfolgerung gelangen, dass sich der Schweizer Schriftsteller, im Unterschied zu seinem französischen, deutschen oder italienischen Kollegen, dadurch auszeichnet, dass ihm niemand zuhört, dass ihn keiner liest? Oft muss er sich mit einer für einen kleinen Kreis bestimmten Auflage seiner Werke zufriedengeben.

Um eine Antwort zu finden, fragt man wohl besser, was denn die Schweizer Leserschaft überhaupt interessiere. Bücher, die in ihrer Heimat verankert sind und deren Protagonisten «typisch schweizerisch» sind? Oder vielmehr

Werke, die den Duft der grossen, weiten Welt vermitteln und sich um ein universelles Ich drehen?

Eine Fülle kritischer Werke

Wir wollen beides: uns zurückbesinnen und uns gleichzeitig öffnen. Das eine schliesst das andere nicht aus. Am Ende dieses Jahrhunderts zeichnet sich ab, dass sich unsere Schriftsteller – wie alle Schweizerinnen und Schweizer, egal auf welcher Seite der Saane sie zufälligerweise leben – hinterfragen. Freuen wir uns darüber, dass die Autoren unseres Landes im Begriff sind, dies zu beherrschen. Die blühende Fülle ihres Schaffens ist ein offenkundiger Beweis dafür. Einige unter ihnen haben sogar bereits internationales Ansehen erlangt: Agota Kristof, Urs Widmer...

Zu lange war ein guter Schweizer Schriftsteller ein toter Schriftsteller. Lassen Sie es also nicht zu, dass das Frankfurter Publikum unsere Autorinnen und Autoren vor Ihnen entdeckt.

François Conod

Neues aus der bündnerromanischen Literatur

Erlebt die bündnerromanische Literatur eine ihrer Renaissance, oder tritt sie in eine ihrer Endphasen? Schwer zu sagen: An drei ausgewählten Texten zeigt sich verschiedenste Mischung von Tradition und Innovation.

«Las fluors dal desert» («Die Blumen der Wüste», 1993) vereinigt in verschiedenen Zeitschriften publizierte und, zu etwa einem Drittel, unpublizierte Texte aus dem Nachlass des vielleicht wichtigsten romanischen Prosaisisten Cla Biert (1920–1981). Ein erster Teil enthält «Jugenderzählungen». In der Perspektivierung auf einen heranwachsenden Knaben finden sich die Vorzüge der bekannten realistischen Prosa Cla Bierts wieder: präzise, konsequent auf die Wahrnehmung und die Interessen des Kindes zugeschnittene Erzählperspektive, gekonnte schriftliche Wiedergabe der umgangssprachlichen Stillagen der Personenreden, volkshandlich kompetente Situierung der Personen und Handlungen innerhalb ihres historischen Rahmens. Die Welt der Jugendlichen wird weder verklart noch verzimperlicht, sondern in der ganzen Härte ihrer Gruppenzwänge, Hackordnungen und Gewalttätigkeiten dargestellt.

Theo Candinas, «Tè-Tuà» (1993): Der merkwürdig verschlüsselte Titel ist das Produkt einer romanisierenden Schreibweise des französischen «Tais-toi!». Das von den Eltern in der «Geheimsprache» ausgesprochene Redeverbot wird in seiner litaneiartigen Wiederholung zum Emblem für alle Bereiche, die repressive, katholische wie protestantische Doppelmoral tabuisieren und verdrängen. Candinas' Text thematisiert die Dialektik zwischen Tabu und Tabu-Bruch, Repression und Instinkt, Verdrängung und Sexualität. Die geschilderte Doppelmoral lebt von Überschreitung und Verschwiegenheit, hintergeht statt zu hinterfragen, ersetzt Kritik durch Selbstbetrug.

Flurin Speschas Roman «Fieu e flomma» («Feuer und Flamme», 1993) ist durch zwei äusserliche Aspekte für die romanische Literatur innovativ: als Kriminalroman mit rasantem Plot und als literarischer Text in der neuen Schriftsprache «Rumantsch Grischun». Ausgangspunkt der Story ist ein Drogenkrieg der CIA gegen die rätoromanische Jugend, die durch ihre Offenheit gegenüber dem «Rumantsch Grischun» den Föderalismus stärkt, und damit auch die Schweiz und die von den USA

geführte und bekämpfte Wirtschaftsmacht Europa.

Die trickreich «montierte», zwischen den Schauplätzen Graubünden, Zürich und Chauda wechselnde Geschichte ist auch die Geschichte einer Emanzipation: vom FBI verschleppt und als Agentin angeheuert, findet die weibliche Hauptfigur aus dem männerbeherrschten Hinterland in die Welt und zu sich selbst. Die Geschichte der Freundschaft und des lesbischen Liebesabenteuers dieser Hauptfigur namens Maria mit der Engadinerin Ladina ist auch als Allegorie der Entstehung der Schriftsprache «Rumantsch Grischun» aus der Annäherung der zwei «Schwestersprachen» Surselvisch und Ladin zu lesen.

An den Schnittstellen zwischen Krimi, mit feministischen und psychoanalytischen Erkenntnissen befrachteter Emanzipationsgeschichte und Sprachallegorie gibt es – selbstverständlich – «Bruchstellen»: Sie wurden als ästhetischer Mangel, aber auch als Indiz für die Experimentierfreude und das Innovationspotential dieses Textes gewertet.

CR

Texte aus dem Tessin

Als Literatur unserer viel beschworenen «Sonnenstube» erzählt die Tessiner Literatur temperamentvoll und feurig von Jahreszeiten, Ernten und Düften, von der Identität der Tessiner und dem Identitätsverlust ihrer Auswanderer. Wichtigstes Merkmal der Tessiner Literatur ist jedoch ihre Ausrichtung nach Italien, wo man ihr mit solidem Desinteresse begegnet.

Deutlich zu erkennen, aber schwer zu erklären ist der konstant hohe und in letzter Zeit markant ansteigende Anteil der Veröffentlichungen von Lyrik. Giovanni Orelli, Remo Fasani, Antonio Rossi, Alberto Nessi und Fabio Pusterla haben Gedichte veröffentlicht, während im Bereich der bedeutsamen Prosa für den gleichen Zeitraum nur Giovanni Orellis «Il treno delle italiane» («Der Zug der Italienerinnen») zu nennen ist.

Giovanni Orellis neustes Buch schreibt italienische Emigrationsgeschichte der Nachkriegszeit aus der Sicht eines Schaffners der Nord-Süd-Achse, der bei seiner Arbeit Bruchstücke aus dem Leben italienischer Emigrantinnen aufschneidet. Zu den zentralen Figuren gehört ein «Vermittler», ein auf Import-Export von Menschen spezialisierter Schieber und Profiteur, dessen menschenverachtende, miese Geschäfte in einer vielfach variierten Episode kindlicher Tierquälerei ihr symbolisches Pendant finden. Orelli zeigt sich auch in diesem Text als Meister des Sprachspiels, der Imitation und parodistischen Variation der allgegenwärtigen Texte und Reden anderer.

Remo Fasani «Sonetti morali» (1995) kündigen's schon im Titel an, Giovanni Orellis «Né timo né maggiora-

na» (1995) verrät's beim ersten Aufschlagen: die pensionierten Literaturprofessoren und noch lange nicht pensionierungswürdigen Dichter widmen sich in ihrem poetischen Spätwerk dem Sonett, der vielleicht klassischsten und schwierigsten Form des dichterischen Textes.

Da Fasani wie Orelli als äusserst belebte, gedächtnisstärke und zitierfreudige Kenner italienischer Lyrik samt ihrer metrisch-prosodischen Raritäten bekannt sind, könnte man befürchten, ihre Sonette dienten zur Vorführung formaler Kunststückchen und poetisierter Zauberkünste. Neben aktuellen oder geschickt aktualisierten Themen und formalen Innovationen bewahren kritische Engagement und analytischer Biss diese beiden Altmeister vor dem Vorwurf des formalistischen Tändelns.

CR